

In : psychosozial 44. Jahrgang, Nr. 163 (2021), Heft 1, S. 105 – 109

Horst Kämpfer: Wir brauchen einander – Gedanken zu:
Georges-Arthur Goldschmidt: Vom Nachexil.

Israelische und deutsche Psychoanalytiker*innen versuchen sich miteinander der Vergangenheit in der Gegenwart zu stellen. Sie trafen sich nach langer Vorbereitung zu mehreren Konferenzen: „Nazareth-Gruppenkonferenzen“. In dem Text, der diese Konferenzen darstellt, wird immer wieder darauf hingewiesen, „dass deutsche Kollegen die konkrete Anwesenheit ihrer jüdisch-israelischen Partner dringend benötigten, um in der Lage zu sein, mit der Durcharbeitung ihrer schwierigen, mit dem Holocaust zusammenhängenden persönlichen und beruflichen Bürde zu beginnen“ (Erich, 2009, S.35). Es geht mir offensichtlich nicht anders.

„Wer einmal ins Exil getrieben wurde, kommt lebenslang nicht davon ab“ (5). Es geht um Erfahrungen, die immer wieder neu gewendet und bedacht werden müssen, um ihre Macht zu begrenzen ohne sie beseitigen zu wollen, denn: „To avoid the journey back is to avoid the self, to avoid life“ (James Baldwin in: Eribon, 2016, S. 30). Goldschmidt erzählt seine Geschichte immer wieder neu, denn nur so geht Integrationsarbeit (Vgl. Uhlmann, 2009). In diesem Buch allerdings, vielleicht seinem letztem, erzählt der Zweiundneunzigjährige sich meist in der dritten Person.

Im Exil wird man doppelsprachig. „Ein exiliertes Kind (zehn Jahre alt, H.K.) verliert den geschichtlichen Lauf seiner Heimatsprache, die sich ohne das Kind weiterentwickelt [...] Die Weltumgebung ist nicht mehr mit der Muttersprache verbunden“ (9). Und da die Sprache *das* Verbindungselement zwischen den Personen ist, da in der Sprache die Personen selbst aufgehoben sind, verliert das Kind auch den Zugang zum Entwicklungslauf der zuvor bedeutsamen Anderen.

In mir horcht etwas auf. Schon von den ersten Sätzen dieses Buches an ist auch die eigene Geschichte als Sohn der Täter, der Verfolger, der Mörder oder auch der Feiglinge und Mitläufer mit angesprochen. Um das eigene parallel zu Goldschmidt zu erzählen, wähle ich ebenso die dritte Person mit dem Namen „Milieuflüchtling“. Wie ist es, wenn man den sozialen Raum einer Schicht, wenn man sein Milieu, das eben nach wie vor von nationalsozialistischer Ideologie durchtränkt ist, verlassen will und schließlich verlässt, wird man dann nicht auch doppelsprachig? Die erste Sprache (des nationalsozialistisch durchsetzten Arbeitermilieus) ist im neuen sozialen Feld eines Kollegs und der Universität eine verpönte Sprache, denn sie ist der Ausdruck eines sozialen Kosmos, in dem nach wie vor z.B. Ausgrenzung und Brutalität wohnen. Die neue Weltumgebung ist nicht mehr mit der Muttersprache verbunden und damit werden auch die Beziehungen zu diesem Raum mehr und mehr gelöst.

Der Schritt ins Exil kommt wie ein Donnerschlag. Der zehnjährige Arthur versteht wahrlich seine Welt nicht mehr: Ein Foto: „ ‚Das ist die Dame, zu der ihr für einige Zeit nach Florenz kommt‘. Ihn ergriff eine maßlose verzweifelte Wut, [...]“ (35). Das Kind ist vom Schock getroffen. Außen wie Innen scheint plötzlich etwas zerrissen. Die Gewalt, vor der man fliehen muss, erscheint plötzlich in den Beziehungen, die einen sonst doch davor schützen sollen. In seiner Wut und Empörung kann er zunächst nur „Verrat“ denken. Um nicht zu zerspringen, verliebt sich der gebildete Junge in den Dom von Florenz. Schließlich die Fahrt von Reinbek nach Hamburg, wo das Kind versucht, jede Einzelheit in seinem Gedächtnis zu speichern, festhalten beim loslassen müssen. „Der Exilant zieht immer seine ‚Heimat‘ hinter sich her

[...]“. Und dann im Exil: „Die körperliche Charakteristik des Exils ist, daß man hinter sich hat, was man um sich herum haben sollte“ (9).

Der Milieuflüchtling will gehen, will fliehen, will loslassen, will nichts festhalten, will weg, nicht hier sein. Die Bewegung entsteht schon im Kind, das noch nicht weiß. Der „Auszug“ ist Resultat eines Prozesses, über lange Zeit kaum merklich. Er verliert Stück um Stück, aber eben niemals plötzlich, den geschichtlichen Verlauf der Beziehungen, den Kontakt, irgendwann die Namen, die Feste, die Geburtstage, die Entwicklung der Zurückgelassenen. Er will die Heimat abstoßen, die alte störende Sprache loswerden. Trauer wird nicht gedacht, das Neue ist nicht bebilderte Vision, es ist eher das sogenannte Wolkenkuckucksheim, sich ins fremde Nest drängen.

Beide Flüchtlinge leben mit der in der Intensität sicher zu unterscheidenden Angst, nicht dazu zu gehören. Sie sind hochsensibel für alle entsprechenden Anzeichen aus der neuen Umgebung. „Der Exilierte weiß, daß man ihm früher oder später einmal vorwerfen könnte, er gehöre nicht dazu“ (10). Keiner kann, sollte man ihn nicht wollen oder anerkennen, einfach wieder zurück.

Gründe für Flucht oder Auszug

Der Exilant fürchtet um sein Leben, wenn er bleibt; dafür hat das Kind Jürgen Arthur zunächst noch kein Gefühl, es singt mit Begeisterung „Die Fahne hoch“ (den Namen Jürgen wird er aufgeben). Erst langsam spürt der mit vielen Ressourcen ausgestattete Junge, dass „alles, was mit der Hakenkreuzfahne, mit der SA und ‚Heil Hitler‘ zu tun hatte, zu Schmerz und Prügel führte“; das allerdings erst im Internat im Exil. Erst im Exil wurde deutlich: „Drohung war überall“. Erst dadurch wird die Erinnerung an eine Haushälterin in Reinbek bei Hamburg möglich, die ihn schimpfte: „[...] solltest du nicht gehorchen, kommst du ins KZ“ (28). Der Junge hatte wohl diese Bedrohung aus seinem Heimatraum in Reinbek zunächst ausgeklammert.

Der Milieuflüchtling fürchtet, dass er *sein* Leben nicht finden kann, wenn er bleibt. Gewalt, Angst, Anpassung, soziale Kontrolle, Drohungen umstehen den Jugendlichen wie die gewaltigen Stiere in Psalm 22. Es gibt keine expliziten Familienfantasien, und doch wächst sich die Drangsal zu der Überzeugung aus, hier kann ich nicht bleiben. Die Realschule des Dorfes bekommt 1958 einen neuen Lehrer, einen jungen Mann, der eine neue Pädagogik studiert hat. Der Junge wird deshalb nicht ein guter Schüler, im umgebenden Milieu ist das auch nicht unbedingt nötig. Neue Worte werden zu Ideen verknüpft, die einen Keim legen.

Bedrohte Kinder: Bedroht durch politische Gewalt bis hin zum Tod, durch Ausgrenzung und dem Verlust des elterlichen Schutzraumes – bedroht durch erlebte soziale und körperliche Gewalt im „heimischen“ Sozialraum und, damals schon spürbar, im eigenen Innenraum. Der Milieuflüchtling flieht gewissermaßen vor einem Außen wie vor einem Innen. Der Eine wird ausgegrenzt und zum sich Ausgrenzen gezwungen – der Andere grenzt sich aus; man kann nicht sagen „freiwillig“, denn er glaubt oder weiß, im Bleiben sich zu verlieren.

Es sind deutliche, unterschiedliche, traumatische Intensitäten – dennoch kann Ähnliches in Beiden als psychische Folge erscheinen: „[...] und auf einmal erwischt es einen, unerwartet friert es in einem zu, wie eine innere Lähmung, durch die hindurch man seinen inneren Gefühlspegel aufsteigen und bald platzen spürt, bis einem vor Scham der Schweiß ausbricht“ (11). Manchmal kann man noch nicht einmal einen Auslöser dafür finden.

Bevor Goldschmidt der Verbindung von Bedrohung, Exil und Jüdischsein (obwohl er evangelisch getaufter Christ ist) und dem Hintergrund für diese tödliche Bedrohung nachzuspüren versucht, wählt er dazu einen geradezu anthropologischen Einstieg.

„Keiner ist, was man ihn zu sein bestimmt, keiner ist das, was man über ihn sagt, keiner ist nicht einmal, was er zu sein vermeint, was man ihm als Wesenszug aufgesetzt hat, ... Jeder ist immer nur, was er ist und von dem er allein weiß, daher die Heiligkeit des menschlichen Seins, die unersetzbare Einmaligkeit eines jeden Menschen, der alleine doch nur derjenige ist, der er ist, und von dem kein anderer fühlen kann, wie er, er selber ist“ (14).

„Erfassen könnt ihr mich nur in dem, was ich tue oder nicht tue. [...] Nach wie vor bleiben Psychoanalyse [...] Soziologie usw. zum Glück völlig unsichere, unfixierte, stets sich selbst widerrufende und sich erneuernde Wissenschaften, denn zum großen Zorn aller Autoritäten [...] bleibt der sogenannte ‚kleine Mann‘ unerreichbar [...]“ (14/15). Es ist das unergründbare Geheimnis seines Selbstseins, denn „er allein weiß, wie er mit sich selbst auskommt“ (15).

Solche Sätze klingen wahr und in ihrer Wahrheit auch nach großer Einsamkeit. Man hört, dass ein Lieblingswort des Exilierten „resistance“ heißt. Er drückt so auch einen Widerstand gegen die anscheinend wissenden Psychoanalytiker*innen aus. Nur er kann fühlen, wie er er selbst ist und er kann wissen, wie er mit sich auskommt. Darin liegt eine gewisse Tragik, denn nie kann man sich einem Anderen ganz mitteilen. Die Opazität des Individuums ist nicht auflösbar.

Der Exilant hat wohl ein Gespür dafür, dass die Schergen des absoluten Verbrechens etwas in ihm nicht haben zerstören können; er nennt es Heiligkeit. So wird auch für den skeptischen Milieuflüchtling verständlich, warum der Exilant den Gedanken an einen wahren Kern, vielleicht an ein letztlich Gutes, als das unergründbare Geheimnis seines eigenen Selbstseins, besonders betonen kann! Das widerspricht keineswegs dem Gedanken, der eben doch auch sehr jüdisch klingt: „Erfassen könnt ihr mich nur in dem, was ich tue oder nicht tue. ‚Du hast dies und das getan‘, und einzig damit widerfährt mir vielleicht manchmal Gerechtigkeit ...“ (14).

Das Jüdische wurde Goldschmidt „angeheftet“ und daher musste er sich damit auseinandersetzen. „Die Internatsleiterin aber, die keine Sekunde gezögert hatte, als es galt, den Bruder und ihn vor den Deutschen zu retten, sagte ihm öfters sehr freundlich, er sei doch der Mörder Christi“ (62). Der Stolz, auch jüdische Wurzeln zu haben, den „großen Bruder“ Heinrich Heine entdecken, all das geschieht erst später. Von Heine lernt er schließlich, dass der Jude niemals aus seinem Menschsein herausgedrängt werden kann (62). Der am meisten durch die Geschichte mit Pogromen verfolgte Mensch ist zugleich derjenige, der mit dem 5. Gebot das Tötungsverbot in die Welt gestellt hat, und er ist derjenige, demgegenüber es beständig übertreten wird. So ist der Jude mit seinem Dasein ein Zeigefinger, den man nicht erträgt und deshalb wieder und wieder ermordet.

Der Milieuflüchtling wollte u.a. auch dem nationalsozialistischen Untergrundgeraune seines sozialen Feldes, das sich in Grausamkeiten, Herabwürdigungen Anderer, Durchbrüchen unterschiedlichster Art Bahn gebrochen hat, entfliehen. Er wollte die mit all dem getränkte Milch wieder ausspucken, was er zunächst doch nur mit den gleichen Mitteln tun konnte, die er erfahren hatte, durch ein edel geglaubtes Motiv (linker Antifaschismus) gerechtfertigt, nicht ahnend, wie nah er den Tätern der Elterngeneration war und, das mit großem Erschrecken, unter Umständen vielleicht noch sein kann. Was, wenn gleichsam nicht nur das Schuld- und Schamgefühl transgenerativ weitergegeben wurde, sondern auch der Impuls zu gehorchen und im Gehorsam den Mörder im Inneren zu rechtfertigen? Auch das wird den Milieuflüchtling nie wirklich loslassen.

Wege der Verarbeitung

Das Kind Arthur spürt: „Es gab irgend einen Vorbehalt gegen ihn; mit ihm war etwas, etwas stimmte nicht, wie gerne wäre er doch so ein anderer gewesen, der das kleine Wort ‚Jude‘ nicht auf sich zu beziehen brauchte, der einer ständigen Drohung nicht ausgesetzt war. Und doch wußte er auch, ohne es wirklich in Worte fassen zu können, daß es besser ist, der Angst ausgesetzt zu sein als zu den Verfolgern zu gehören“ (21). Das Kind identifiziert sich nicht mit dem Aggressor.

Der Milieuflüchtling fühlt: Es stimmt etwas nicht, er passt hier nicht rein. Allerdings fantasiert er große Rachezüge gegen alles erlittene oder erdachte Unrecht. Er kommt aus der Identifikation mit dem Aggressor, schon als Kind jähzornig, nicht heraus. Zugleich aber, als Lehrling gedemütigt, wehrt er sich, den verfolgenden und demütigenden Habitus gegenüber jüngeren Lehrlingen anzunehmen. Die Spaltung wird ein grundlegender Wesenszug. Die unterschiedlichen Welten koexistieren. Man kommt eben „lebenslang davon nicht ab“.

Das Kind Arthur provoziert in Schule und Heim Verfolgung, Demütigungen, Qualen und Prügel. Er fühlt sich schuldig. Sie schlagen mich, weil ich böse bin. Da sich das Böse in seiner Vorstellung auch mit Nacktheit und Schlägen auf nackten Hintern und dies wiederum mit NS verbindet, entwickelt sich eine leicht perverse Fantasie: Nacktheit, Züchtigung, Schuldgefühle, sexuelle Träumereien fließen ineinander. In solchen Fantasien verliert die Gewalt ihre Sinnlosigkeit, das Brutale wird nicht nur etwas leichter ertragen, man fordert es sogar heraus.

Ein solcher Ausweg ist aller Wahrscheinlichkeit nach vorbereitet: Arthur hat seine Mutter sehr geliebt, die aber aufgrund von schweren Depressionen mehr ab- als anwesend war und er war daran schuld. „Der Tod war überall zu spüren, für den Knaben war das Alltagsleben eine Schuld, nicht nur von außen, sondern auch, weil seine Mutter seinetwegen so erschöpft war, er trug eine Doppelschuld mit sich, es durfte ihn doch gar nicht geben und er schadete seiner Mutter, ob er nicht doch ein Böser war, wie ihm oft vorgeworfen wurde“ (34). So versucht der Zehnjährige schon die Trennung von den Eltern, die ihn wegschicken, damit er überleben kann, zu verarbeiten.

Goldschmidt bringt die „Perversion“ in Zusammenhang mit der Diktatur: „Die Diktatur zermürbt und verbraucht die Körper, die nicht mehr richtig in sich selbst sitzen, die Diktatur verfälscht jede noch so elementare Bewegung“ (45). Die Diktatur dringt in die Körper und die Seelen ein, sie bemächtigt sich ihrer von innen. Daher auch die „[...] innere Polizei, die das Wesen jeder Diktatur“ ausmacht (48).

Die Diktatur nistet sich in Körper und Seele ein. Der Milieuflüchtling spürt, wie sehr „die Alten“ Bewohner seines Seelenraumes waren und sind. Er fühlt eine gewisse Feigheit einerseits und Rachedgedanken andererseits. Wieder ist Spaltung gefragt. Noch heute stellt er sich die Frage, ob er in der Lage sei, das Kind Jürgen Arthur G. zu verstecken in dem Wissen, dass es Verfolgung oder gar den eigenen Tod bedeuten könnte.

Für Arthur gibt es im Exil keine Sicherheit. „Überall, hinter jedem Haus, hinter jeder Tür, könnte jemand von der Gestapo oder von der Miliz stehen und ihn mitnehmen. Es durfte ihn nicht geben: ‚Ihretwegen sind wir alle in Gefahr‘, hatte ihm die Internatsleiterin zum Abschied gesagt“ (76).

Im September 1944 konnte er aus seinem Versteck kommen (63). Er wird die Schule beenden, ein französisches Abitur machen, französischer Staatsbürger werden (78).

Neue Wege

Des Exilanten Weg in das „Neue“ beginnt in der Sprache – er erlernt das Französische wie ein Kind, er lebt sich in die Sprache, in die Kultur ein, erobert sie gleichsam von innen. So wird ihm auch das Land wichtig, das ihn mehr und mehr respektiert und anerkennt.

Für Goldschmidt war die Muttersprache (deutsch) von den Nazis geschändet, eine „Abrichtung der Sprache auf stummes Gehorchen und Einwilligung zum absoluten Verbrechen; es lastet daher ein dunkler Schatten auf der einst so geliebten Muttersprache ...“ (66).

Die geliebte Muttersprache war die der Dichter und Denker. Diese war geschändet und zur Sprache der Richter und Henker geworden. Das nun war die Muttersprache des Milieuflichtlings in den 40er und 50er Jahren. Im Alltag sprach man vom Vergasen der Schmarotzer, von anderen als Ungeziefer, vom Abschlichten oder durch den Schornstein jagen nicht Gefügiger usw. Die Diktatur lebte eben in Körper und Sprache weiter und war Grund für die Flucht aus dem Milieu, vor dem er allerdings nie ganz hat fliehen können; es bleibt eine Koexistenz. So bleibt auch die Furcht, nie endgültig (was für ein Wort) zu dem neuen Sozialfeld zu gehören. Goldschmidt schreibt schließlich am Ende seines Textes: „Seitdem sind fünfundsechzig Jahre vergangen, die Selbsterfahrung hat sich erweitert, aber nicht geändert“ (82). Dem kann ich nur zustimmen; sein Mut machte mir Mut zu dieser Form.

Literatur:

Erich, S.H., Erlich-Ginor, M. & Beland, H. (2009). *Gestillt mit Tränen – Vergiftet mit Milch*. Die Nazareth-Gruppenkonferenzen. Deutsche und Israelis – Die Vergangenheit ist gegenwärtig. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Eribon, D. (2016). *Rückkehr nach Reims*. Berlin: edition suhrkamp.

Goldschmidt, G.-A. (2020). *Vom Nachexil*. Göttingen: Wallstein Verlag.

Goldschmidt, G.-A. (2020). Über das Exil „Eine fürchterliche und doch unersetzliche Erfahrung“. Georges-Arthur Goldschmidt im Gespräch mit Andrea Gerk. Beitrag vom 23.04.2020, deutschlandfunkkultur.de (15.09.20).

Uhlmann, E. (2009). Rezension zu Goldschmidt, G.-A.: (1991) *Die Absonderung*. Erzählung. (1996) *Die Aussetzung*. Eine Erzählung. (2007) *Die Befreiung*. Erzählung. (2008) *Die Faust im Mund*. Eine Annäherung. In Küchenhoff, J. & Pfeiffer, J. (Hrsg.), *Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse*. Bd. 28, S. 236 – 241. Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg.

Dr. Horst Kämpfer, Ziegelhofer Weg 70, 24107 Stampen

In : psychosozial 44. Jahrgang, Nr. 163 (2021), Heft 1, S. 105 - 109.

Email: horstkaempfer@posteo.de